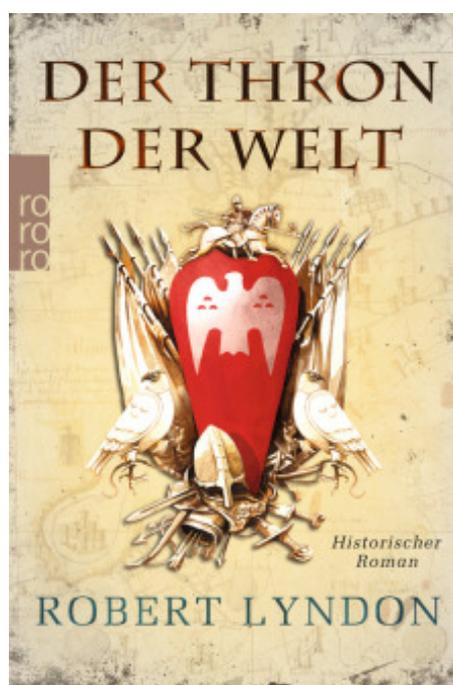


Leseprobe aus:

Robert Lyndon

Der Thron der Welt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Robert Lyndon

DER THRON
DER WELT

Historischer Roman

Aus dem Englischen von
Karolina Fell

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Hawk Quest»
bei Sphere/Little, Brown Book Group, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Hawk Quest» Copyright © 2012 by Robert Lyndon
Redaktion Silke Jellinghaus
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,
nach einem Entwurf der Hafem Werbeagentur, Hamburg
(Abbildung: Jens Weber; © Royal Geographical Society, London,
UK / The Bridgeman Art Library; cg textures)
Satz Janson PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25721 6



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Für Deborah und Lily

Eine Bemerkung zu den Sprachen

Im elften Jahrhundert sprachen Dänen, Norweger, Schweden und Isländer immer noch untereinander verständliche Sprachen, die mit dem Englischen verwandt waren. Wenn er sich ein bisschen Mühe gab, konnte ein Angelsachse einen Skandinavier verstehen.

Gerfalken-Preise im mittelalterlichen England

Das Domesday Book, im Auftrag Wilhelms des Eroberers zwischen 1086 und 1087 als Reichsgrundbuch für England zusammengestellt, gibt den Wert eines Gerfalken mit 10 Pfund an, was etwa dem halben Jahreseinkommen eines Ritters entsprach. Die Rechnungsbücher König Heinrichs II. weisen aus, dass er 1157 mehr als 12 Pfund für vier Gerfalken bezahlte, die er dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Friedrich Barbarossa als Geschenk sandte. Im Jahr 1162 kostete es Heinrich 43 Pfund, ein Schiff mit dem Auftrag nach Norwegen zu schicken, dort Falken zu kaufen. Mit dieser Summe hätte man 250 Kühe oder 1200 Schafe kaufen oder 50 Landarbeiter ein Jahr lang entlohnen können.

Eine kurze Chronologie

- 1054 Morgenländisches Schisma zwischen der römisch-katholischen und den orthodoxen Kirchen.
- 1066 *September* König Harold von England schlägt eine norwegische Armee bei Stamford Bridge in Yorkshire.
Oktober Wilhelm der Eroberer schlägt Harolds Armee bei Hastings in Sussex.
Dezember Wilhelm wird zum König der Engländer gekrönt.
- 1069–1070 Nach einem Aufstand in Nordengland führt Wilhelm eine Strafexpedition nach Northumbrien und verwüstet die Region zwischen York und Durham.
- 1071 *August* Ein Seldschuken-Heer unter Alp Arslan, dem «tapferen Löwen», besiegt die Armee des Kaisers von Byzanz bei Manzikert, das heute zur Osttürkei gehört. Der Sieg öffnet Anatolien für die Seldschuken und führt schließlich zum Ersten Kreuzzug.
- 1072 *Juni* König Wilhelm greift Schottland an.
- 1072 *November* Alp Arslan wird bei einem Feldzug in Persien von einem Gefangenen getötet.





Hunger verschlingt den einen, Sturm vernichtet den anderen.
Der Speer ersticht den einen, und ein anderer geht in der Schlacht
zugrunde ...
Einer stürzt ohne Flügel vom hohen Waldesbaum ...
Einer muss allein in die Ferne ziehen, zwischen Fremden über
unbekannte Straßen wandern ...
Einer baumelt tot am schiefen Galgen ...
Einem schneidet an der Festtafel das Schwert den Lebensfaden ab ...
Für einen ein glückliches Los; für einen anderen nur Leiden.
Für einen freudvolle Jugend; für einen anderen Kampfesruhm,
Meisterschaft im Krieg.
Für einen Geschick im Werfen oder Schießen; für einen anderen Glück
beim Würfelspiel ...
Einer ergötzt durch Geselligkeit in seinem Palas, erfreut die Trinker an
der Festtafel ...
Ein anderer zähmt den wilden Vogel, den stolzen Habicht auf seiner
Faust, bis der Falke fügsam ist.

Aus: *The Fortunes of Men*, Exeter Book, England, 10. Jahrhundert

ENGLAND, 1072

An diesem Morgen nahm eine normannische Reiterpatrouille einen jungen Engländer gefangen, der in den Wäldern südlich des Tyne wilderte. Nachdem die Reiter ihn befragt hatten, entschieden sie, dass er ein Aufständischer sei, und hängten ihn als Warnung für die Bewohner des Tales auf einem Hügel. Die Soldaten warteten mit hochgezogenen Schultern in der Kälte, bis die Zuckungen ihres Opfers erstarben, dann ritten sie fort. Noch während sie abzogen, stießen Aasvögel herab, die am Himmel gekreist hatten, und stürzten sich wie ein Schwarm bössartiger Fledermäuse auf die Leiche.

Gegen Abend schlichen ein paar hungernde Bauern den Hügel hinauf und verscheuchten die Vögel. Sie schnitten die Leiche ab und legten sie auf den gefrorenen Boden. Augen, Zunge, Nase und Genitalien fehlten, der lippenlose Mund war in einem stummen Schrei aufgerissen. Die Männer standen mit Haumessern in den Händen im Kreis um den Toten, ohne einen Blick oder ein Wort miteinander zu wechseln. Schließlich trat einer von ihnen vor, hob einen Arm des Toten an, schwang die Klinge und ließ sie niederfahren. Die anderen schlossen sich ihm an, sie hackten und sägten, von Krähen und Raben umflattert, die sich um Fleischfetzen zankten.

Unvermittelt flogen die Aasvögel mit rau lärmendem Geschrei davon. Die menschlichen Aasfresser hoben den Blick, erstarrten in ihrer Metzerei und richteten sich erschrocken auf, als ein Mann über dem Hügelkamm auftauchte. Er schien aus der Erde emporzuwachsen, schwarz gegen den düsteren Februarhimmel, ein Schwert in der Hand. Einer der Aasjäger rief etwas, und die Bande drehte sich um und rannte davon. Eine Frau verlor, was sie in den

Händen hielt, schrie auf und wollte die paar Schritte zurück, um es aufzuheben, doch einer der Männer packte sie am Arm. Sie jammerte mit zurückgewandtem Blick, als er sie weiterzerre.

Der Franke beobachtete ihre Flucht, sein Atem stieg wie weißer Rauch in die kalte Luft, dann steckte er sein Schwert wieder in die Scheide und zog sein knöchiges Maultier auf den Galgen zu. Noch verdreckt und erschöpft von der Reise, war er ein furchteinflößender Anblick – er war groß, mit tiefliegenden Augen und einer hervorspringenden Nase. Ungekämmtes Haar umrahmte strähmig sein hageres Gesicht, und die wettergegerbte Haut über seinen Wangenknochen erinnerte an die Farbe von geräuchertem Aal.

Sein Maultier schnaubte, als sich eine Krähe, die sich im Brustkorb des Toten verfangen hatte, mit wilden Flügelschlägen befreite. Der Mann betrachtete die verstümmelte Leiche ohne große Gefühlsregung, dann runzelte er die Stirn. Vor ihm im fahlen Zwielflicht lag das, was die Frau hatte fallen lassen. Es schien in ein Tuch eingewickelt zu sein. Er band sein Maultier an den Galgen, ging hinüber, drehte das Bündel mit dem Fuß um und blickte in das runzelige Gesicht eines Babys. Es war erst ein paar Tage alt, hatte Augen und Mund fest geschlossen. Es lebte.

Er sah sich um. Die Aasvögel flatterten wieder heran. Es gab keine Stelle, an der er das Baby hätte verstecken können. Die Vögel würden sich darüber hermachen, sobald er den Hügel verließ. Es wäre barmherzig gewesen, seinem Leiden auf der Stelle ein Ende zu bereiten, mit einem einzigen Schwerthieb. Denn selbst wenn seine Mutter zurückkäme, würde das Baby die Hungersnot nicht überleben.

Sein Blick fiel auf den Galgen. Nach kurzem Zögern hob er das Baby auf. Wenigstens war es gut gegen die Kälte geschützt. Er stapfte zurück zu seinem Maultier, öffnete eine Satteltasche und zog einen leeren Sack heraus. Das Baby machte ein seufzendes Geräusch, und sein Mund bewegte sich im Saugreflex. Er legte das Kind in den Sack, stieg auf das Maultier und band den Sack

so weit oben an den Henkersstrick, dass die Wölfe ihn nicht erreichen konnten. Das würde die Vögel nicht lange abhalten, aber er nahm an, dass die Mutter zurückkommen würde, sobald er von dem Hügel verschwunden wäre.

Er lächelte freudlos. «Gehängt, bevor du eine Woche alt warst. Wenn du überlebst, kannst du dich damit brüsten.»

Die Vögel flatterten erneut auf, als ein weiterer Mann mit schweren Schritten den Hügelkamm erklomm. Beim Anblick des Galgens blieb er wie erstarrt stehen.

«Beeil dich», rief der Franke. «Es wird bald dunkel.»

Kopfschüttelnd sah er den Jüngeren näher kommen. Der Sizilianer war eine wandelnde Vogelscheuche. Noch eine Nacht ohne etwas zu essen oder eine Unterkunft mochte sein Ende sein, doch Tisch und Bett würden sie nur bei den Leuten finden, die den Engländer gehängt hatten.

Der Sizilianer blieb erschöpft stehen, seine Augen wirkten in dem blassen Gesicht dunkel und ausdruckslos. Er starrte auf die zerstückelte Leiche hinab und zischte angeekelt.

«Wer hat das getan?»

«Hungerndes Bauernvolk», sagte der Franke und nahm die Zügel des Maultiers. «Sie waren noch hier, als ich kam. Ein Glück, dass nicht du vorangegangen bist.»

Der Blick des Sizilianers zuckte in alle Richtungen und blieb schließlich an dem Sack hängen.

«Was ist das?»

Der Franke reagierte nicht auf die Frage. «Sie können nicht weit sein. Bestimmt lauern sie uns irgendwo auf.» Er führte das Maultier von dem Galgen weg. «Halte dich dicht hinter mir, wenn du nicht in einem Kochtopf enden willst.»

Der Sizilianer konnte sich vor Schwäche kaum noch von der Stelle bewegen. «Ich hasse dieses Land», murmelte er. Seine Erschöpfung war so groß, dass er einen Gedanken nur noch zu fassen bekam, wenn er ihn aussprach. «Ich hasse es!»

Ein schwaches Maunzen ließ ihn erschrocken zusammenfahren. Er hätte schwören können, dass das Geräusch aus dem Sack kam. Er sah dem Franken nach und stellte beunruhigt fest, dass seine Gestalt beim Abstieg vom Hügelkamm schon außer Sicht geriet. Der Sack maunzte wieder. Vögel sanken aus dem steingrauen Himmel nieder wie zerfledderte schwarze Lumpenbündel. Einer von ihnen hüpfte auf den Schädel der Leiche, schielte ihn an, und versenkte seinen Kopf in dem weit aufgerissenen Mund. «Wartet!», schrie der Sizilianer, und stolperte über den grausigen Hügelkamm seinem Herrn hinterher.

Der Franke hastete durch die Abenddämmerung. Der Weg wurde ebener, und die Umrisse ferner Berge kamen in Sicht. Ein Stück weiter sank er in die Hocke, um ein breites Tal in Augenschein zu nehmen, das sich vor ihm öffnete. Eine Flussniederung lag in tiefen Schatten, und er hätte die Burg vielleicht nicht entdeckt, wenn sie nicht so neu gewesen wäre. Die Axtspuren an dem weiß gekalkten Balkenwerk waren noch deutlich zu erkennen. Die Burg stand auf der Landzunge zwischen dem Zusammenfluss zweier Ströme, von denen einer aus Norden und der andere in einem weiten Bogen von Westen kam. Mit den Augen folgte er dem Flusslauf, bis dieser von der aufsteigenden Dunkelheit im Osten verschlungen wurde. Er rieb sich die Augen und warf einen erneuten Blick auf die Burg. Normannisch, zweifellos, gebaut in Form einer Acht, der Bergfried auf einer Motte mit eigener Palisade errichtet, der saalartige Palas und einige weitere, kleinere Gebäude etwas niedriger hinter einer zweiten Einfriedung gelegen. Keine schlechte Stelle, dachte er. Auf zwei Seiten von Flüssen geschützt, die von leicht zu verteidigenden Brücken überspannt wurden.

Er hob den Blick zu einer Verteidigungslinie auf dem Hügelkamm ein paar Meilen hinter der Burg. In seinem ganzen Leben auf den Schlachtfeldern hatte er nichts dergleichen zu Gesicht bekommen – ein Wall, unterbrochen von Wachtürmen, zog sich ohne Rück-

sicht auf die Hindernisse der Natur quer durch die Landschaft. Das musste die Befestigung sein, die von den Römern zum Schutz ihrer nördlichsten Grenze vor den Barbaren gebaut worden war. Und es stimmte, im Dämmerlicht der aufziehenden Nacht sahen die winterlichen Hügel dahinter aus wie das Ende der Welt.

Ein Rauchschleier hing über der Burg. Er glaubte zu erkennen, dass sich von den umliegenden Feldern Menschen auf die Burg zubewegten. Nicht weit flussabwärts lag ein Dorf von ansehnlicher Größe, doch die Häuser schienen eingestürzt, und von den vereinzelt Bauerngehöften außerhalb des Dorfes waren nur noch große, verkohlte Aschehaufen geblieben. Seit sie vor fünf Tagen den Humber überquert hatten, waren die Reisenden an keinem einzigen bewohnten Dorf mehr vorbeigekommen. Plünderung des Nordens wurde diese Verwüstung genannt – die normannische Rache für einen Aufstand der Engländer und Dänen in York zwei Winter zuvor. Im letzten Tageslicht stellte der Franke fest, dass der Weg zur Burg durch ein Wäldchen führte.

Der Sizilianer sackte neben ihm zu Boden. «Habt Ihr es gefunden?»

Der Franke deutete auf die Burg.

Der Sizilianer spähte in die Dämmerung. Der hoffnungsfrohe Funke in seinen Augen erlosch, und er verzog enttäuscht das Gesicht. «Das ist ja nur ein hölzerner Turm.»

«Was hast du denn erwartet? Einen Marmorpalast mit vergoldeten Turmspitzen?» Der Franke richtete sich auf. «Hoch mit dir. Bald ist es dunkel, und heute Nacht sieht man keine Sterne.»

Der Sizilianer blieb auf dem Boden liegen. «Ich glaube nicht, dass wir dort hinuntergehen sollten.»

«Was willst du damit sagen?»

«Es ist zu gefährlich. Wir können die Dokumente ebenso gut dem Bischof von Durham übergeben.»

Die Kiefermuskeln des Franken spannten sich. «Ich habe dich sicher durch ganz Europa geführt, und nun, wo wir unser Ziel vor

Augen haben, nach all den Entbehrungen, die ich auf mich genommen habe, willst du, dass wir *umkehren*.»

Der Sizilianer rieb sich die Fingerknöchel. «Ich hätte niemals erwartet, dass unsere Reise so lange dauert. Die Normannen betrachten Fragen der Erbfolge ziemlich nüchtern. Unsere Nachricht ist ihnen möglicherweise gar nicht mehr willkommen.»

«Willkommen oder nicht, heute Nacht wird es schneien. Durham liegt einen Tagesmarsch hinter uns. Die Burg ist unsere einzige Zuflucht.»

Unvermittelt verstummten die Aasvögel. Der ganze Schwarm erhob sich, flog einen Kreis und schwebte dann zu dem Wäldchen hinunter. Als ihre gezackten, schwarzen Umrisse verschwunden waren, breitete sich eine lastende Stille aus.

«Hier.» Der Franke warf dem Sizilianer ein Stück Brot hin.

Der junge Mann starrte das Brot an. «Ich dachte, wir hätten nichts mehr zu essen.»

«Ein Soldat hält immer eine Reserve zurück. Mach schon. Nimm es.»

«Aber was ist mit Euch?»

«Ich habe meinen Anteil schon gegessen.»

Der Sizilianer stopfte sich das Brot in den Mund. Der Franke entfernte sich ein paar Schritte, damit er nicht mit ansehen musste, wie der andere aß. Als er zurückging, schluchzte der Junge.

«Was ist denn nun wieder?»

«Es tut mir leid, Herr. Ich war nichts als eine Last und eine Prüfung für Euch.»

«Steig auf das Maultier», befahl der Franke und erstickte gleich jeden Protest. «Ich mache mir keine Sorgen um deine Bequemlichkeit, ich will nur nicht noch eine Nacht mit einem Stein als Kopfkissen schlafen.»

Bis sie das Wäldchen erreicht hatten, waren die Bäume kaum noch zu sehen. Der Franke hielt sich am Schwanz des Maultiers fest und

ließ das Tier den Weg suchen. Er stolperte über Wurzeln und trat in eisüberzogene Pfützen. Der Schnee, der sich den ganzen Tag schon angekündigt hatte, begann herabzurieseln, zunächst nur ganz fein, wie weißer Staub. Der Franke spürte, wie sein Gesicht und seine Füße in der Kälte taub wurden.

Auch er verabscheute dieses Land – das üble Wetter, die mürrische Hoffnungslosigkeit seiner Bewohner, die großtuerische Prahlerei seiner Eroberer. Er schlang sich einen Zipfel seines Umhangs um den Kopf und zog sich schlafwandlerisch in einen Traum zurück. Er ging durch Obstgärten, einen Weinberg, einen Kräutergarten, in dem Bienen summten. Er betrat ein Herrenhaus, überquerte einen gefliesten Boden und ging in ein Zimmer, in dem Rebenholz im Herdfeuer glühte. Seine Frau stand lächelnd von ihrer Nadelarbeit auf. Seine Kinder sprangen auf ihn zu und schrien vor Freude über seine wundersame Rückkehr.

II

Ihre Wege hatten sich im Herbst zuvor auf dem San-Bernardino-Pass in den Alpen gekreuzt. Der Franke, der unter dem Namen Vallon reiste, war zu Fuß unterwegs, nachdem er sein Pferd und seine Rüstung in Lyon verkauft hatte. Bald nachdem er seinen Weg nach Italien hinunter angetreten hatte, war er an einer Gruppe Pilger und Wanderhändler vorbeigekommen, die sich angsterfüllt nach den Unwetterwolken umsahen, die sich am südlichen Himmel über ihnen zusammenballten. Durch eine Wolkenlücke fiel ein gebündelter Sonnenstrahl auf die Sommerweide eines Hirten weiter unten vor einer Talschlucht. Bis dorthin würde er an diesem Abend noch gehen, nahm er sich vor.

Er hatte weniger als die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als sich die Wolken endgültig vor die Sonne schoben. Schlagartig wurde es kälter. Ein Wind, der als fernes Seufzen angehoben hatte, peitschte ihm nun Hagel ins Gesicht. Das Kinn auf die Brust gedrückt kämpfte er gegen den Sturm. Der Hagel wurde zu Schnee, der Tag wurde zur Nacht. Er kam vom Weg ab, stolperte über Felsgestein und quälte sich durch Schneeverwehungen.

Schließlich erreichte er flacheres Gelände, und ein Hauch Feuerrauch zog an ihm vorbei. Also musste er auf der windabwärts gelegenen Seite der Sommerweide sein und die Talschlucht zu seiner Linken haben. Er bewegte sich vorsichtig weiter, ertastete mit dem Schwert, was vor ihm lag, bis eine dunkle, massige Erhebung seinen Weg blockierte. Es war eine halb eingeschneite Hütte. Er schob sich an ihren Außenwänden entlang, bis er auf der windabgewandten Seite die Tür fand. Mit einem Fußtritt öffnete er sie und stolperte in einen vollkommen verräucherten Raum.

Auf der anderen Seite des Feuers sprang eine Gestalt auf. «Bitte, tut uns nichts!»

Vallon machte einen schlaksigen Jüngling mit wildem Blick aus. Im Feuerschein hinter ihm regte sich eine weitere Gestalt in unruhigem Schlaf. «Beruhige dich», knurrte Vallon und schob sein Schwert in die Scheide. Er drückte die Tür zu, klopfte sich den Schnee von den Gewändern und kauerte sich vor das Feuer.

«Ich bitte Euch inständig um Verzeihung», stammelte der Jüngling. «Meine Sorge lässt mich nicht klar denken. Dieses Unwetter ...»

Die Gestalt in der Ecke murmelte etwas in einer Sprache, die Vallon nicht verstand. Der Jüngling hastete zu dem Lager.

Vallon legte Dungstücke aufs Feuer und massierte sich die vor Kälte starren Hände. Dann zog er sich an die Wand zurück und nagte an einem Brotkanten. Rauchfäden umrankten die Lampe drüben in der Nische. Der Mann auf dem Lager schlief nicht. Seine Brust pffte wie ein undichter Blasebalg.

Vallon trank einen Schluck Wein, der Geschmack ließ ihn leicht zusammensucken. «Dein Gefährte ist krank.»

In den Augen des jungen Mannes schimmerte es feucht. «Der Meister stirbt.»

Vallon hörte auf zu kauen. «Es ist doch nicht die Pest, oder?»

«Nein, Herr. Ich glaube, ein Geschwür sitzt in seiner Brust. Der Meister kränkelt schon, seit wir Rom verlassen haben. Heute Morgen war er zu schwach, um auf sein Maultier zu steigen. Unsere Reisegefährten mussten uns zurücklassen. Mein Meister beharrte trotzdem darauf, dass wir weiterziehen, aber dann hat uns der Sturm eingeholt, und unser Knecht ist uns davongellaufen.»

Vallon spie den sauren Wein aus und ging zu den beiden hinüber. Kein Zweifel, der alte Mann würde noch vor dem Morgengrauen von allen irdischen Sorgen befreit sein. Doch welches Leben war in seine Züge eingeschrieben – die Haut spannte sich straff über breite Wangenknochen, er hatte die Adlernase eines anspruchsvollen Edelmanns, ein dunkles Auge blickte verschleiert, das andere war nur noch eine Narbenhöhle. Seine Gewänder erzählten von Abenteuern in der Fremde – der seidene Mantel besaß Verschlüsse aus Elfenbeinknebeln, die Pluderhosen steckten in Stiefeln aus Ziegenleder, ein Zobelumhang lag um seine Schultern, der noch kostspieliger gewesen sein musste als der Ring, der an seiner knöchigen Hand glitzerte.

Der Blick aus dem dunklen Auge wanderte zu ihm. Die schmalen Lippen öffneten sich. «Du bist gekommen.»

Vallons Nackenhaare stellten sich auf. Der Alte musste glauben, der Geist des Todes sei erschienen, um ihn durch die letzte Pforte zu geleiten. «Ihr täuscht Euch. Ich bin nur ein Reisender, der vor dem Sturm Schutz gesucht hat.»

Der sterbende Mann nahm es zur Kenntnis. «Ein Pilger auf dem Weg nach Jerusalem.»

«Ich reise nach Konstantinopel, um in die kaiserliche Leibwache

einzutreten. Wenn ich durch Rom komme, zünde ich vielleicht in Sankt Peter eine Kerze an.»

«Ein Glücksritter», sagte der alte Mann. «Gut, gut.» Dann murmelte er etwas auf Griechisch, was den Jüngling veranlasste, Vallon scharf anzusehen. Um Atem ringend tastete der alte Mann unter seinem Mantel herum, zog eine Mappe aus weichem Leder hervor und drückte sie seinem Begleiter in die Hand. Der junge Mann schien die Mappe nicht nehmen zu wollen. Da packte ihn der Alte am Arm und richtete eindringliche Worte an ihn. Bevor er eine Antwort gab, sah der Jüngling Vallon erneut an. Welche Antwort er dann auch immer gegeben haben mochte – sie schien dem Sterbenden zu genügen. Er ließ seine Hand vom Arm des jungen Mannes gleiten. Sein Auge schloss sich.

«Er verlässt uns», murmelte der Jüngling.

Da öffnete der Alte unvermittelt noch einmal sein Auge und fixierte Vallon. Er flüsterte etwas – es klang wie das Rascheln, mit dem zerknittertes Pergament glattgezogen wird. Dann wanderte sein Blick in ein Gefilde jenseits des Wahrnehmbaren. Als Vallon sich hinunterbeugte, war das Auge schon getrübt.

Wie Nebel zog die Stille durch den Raum.

«Was hat er gesagt?»

«Ich weiß es nicht genau», sagte der junge Mann schluchzend. «Es war etwas über das Geheimnis der Flüsse.» Vallon bekreuzigte sich. «Wer war er?»

Der Jüngling schniefte. «Cosmas von Byzanz, auch Monophthalmos genannt, der Einäugige.»

«Ein Priester?»

«Philosoph, Geograph und Diplomat. Der größte Entdecker unseres Zeitalters. Er ist den Nil hinauf zu den Pyramiden von Gizeh gesegelt, hat die Tempel von Petra erkundet und die Manuskripte aus Pergamon gelesen, die Marc Anton Kleopatra übergeben hat. Er hat die Lapislazuli-Minen in Persien gesehen, die Einhornjagd in Arabien und die Nelken- und Pfefferplantagen Indiens.»

«Du bist auch Grieche.»

«Ja, Herr. Aus Syrakus in Sizilien.»

Die Erschöpfung brachte Vallons Neugierde zum Erliegen. Das Feuer war beinahe ausgegangen. Er legte sich auf den schmutzigen Boden und deckte sich mit seinem Umhang zu. Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Der Sizilianer intonierte einen Messgesang, die Totenklage vermischte sich mit dem dröhnenden Wind.

Vallon stemmte sich auf einen Ellenbogen. «Das genügt. Dein Meister hat seinen Frieden gefunden. Nun lass mir auch meinen.»

«Ich habe geschworen, ihn sicher zu beschützen. Und nun ist er vor Monatsfrist tot.»

Vallon zog sich den Umhang übers Gesicht. «*Er ist* nun in Sicherheit. Schlaf jetzt.»

Er hatte unruhige, wirre Träume. Als er aus diesem Dämmer-schlaf voller Schreckbilder halb erwachte, sah er den Sizilianer bei dem Griechen kauern und ihm den Ring vom Finger ziehen. Den feinen Pelzumhang hatte er ihm schon weggenommen. Vallon setzte sich auf.

Ihre Blicke trafen sich. Der Sizilianer trug den Umhang herüber und hängte ihn dem Franken über die Schultern. Vallon schwieg. Dann kehrte der Sizilianer in seine Ecke zurück und streckte sich stöhnend aus. Vallon stellte sein Schwert aufrecht auf den Boden und stützte sein Kinn auf den Knauf. Er starrte vor sich hin, blinzelte wie eine Eule, jedes Blinzeln eine Erinnerung, jedes Blinzeln träger als das vorangegangene, bis seine Augen schließlich geschlossen blieben und er unter dem Wüten des Sturms einschlief.

Die Geräusche tropfenden Wassers und merkwürdiger, dumpfer Schläge weckten ihn wieder. Durch Spalten in den Wänden fiel Tageslicht herein. Eine Maus huschte von seiner Seite weg, wo der Sizilianer weißes Brot, Käse, ein paar Feigen und eine lederne Flasche hingelegt hatte. Vallon nahm das Mahl mit zur Tür und trat in den stechenden Sonnenschein hinaus. Schmelzwasserströme rauschten weiß schäumend die Felshänge herunter. Fußspuren

fürten als bläuliche Furchen durch den Schnee zu Tierpferchen hinüber. Ein Schneebrett stürzte von einem Überhang herab. Vallon spähte den Passweg hinauf und fragte sich, ob die anderen die sichere Zuflucht auf der Passhöhe erreicht hatten. Während seiner Rast dort oben hatte ihm ein Mönch eine Eiskammer gezeigt, in der über Winter die Leichen der Reisenden in der erfrorenen Körperhaltung abgelegt wurden, in der man sie aus dem Schnee gegraben hatte. Vallon setzte die Flasche an und schmeckte herben Rotwein. Wärme breitete sich in ihm aus. Als er gegessen hatte, reinigte er seine Zähne mit einem Zweig und spülte sich den Mund aus.

Nur einen Speerwurf von der Hütte entfernt gähnte schwarz die Schlucht. Er ging bis an den Rand, knüpfte sich die Hosen auf und pisste hinunter, wohl wissend, dass er, wenn er in der vorangegangenen Nacht nur ein paar Schritte weitergegangen wäre, nun als zerschmetterte Masse aus Blut und Knochen so tief in der Erdspalte liegen würde, dass ihn nicht einmal die Geier entdeckt hätten.

Zurück in der Hütte, entzündete er mit Flintstein und Stahl die Lampe und sammelte seine Besitztümer ein. Der Grieche lag da wie eine Grabplastik, die Hände auf der Brust gefaltet.

«Ich wünschte, wir hätten Gelegenheit gehabt, uns zu unterhalten», hörte sich Vallon sagen. «Es gibt Dinge, für die Ihr vielleicht eine Erklärung gehabt hättet.» Ein bitterer Geschmack breitete sich in seinem Mund aus, und im Innersten fühlte er sich wie erstorben.

Ein Rabe krächzte über der Hütte. Vallon verneigte sich vor dem Toten und blies die Lampe aus. «Möglicherweise begegnen wir uns ja wieder, wenn der Tod erst einmal seine tröstende Hand um *mein* Herz geschlossen hat.»

Er stapfte zur Tür, zog sie auf und hatte den Sizilianer vor sich, der mit einem schmucken rotbraunen Pony und einem schönen grauen Maultier auf ihn wartete. Vallon musste über den Gegensatz zwischen der trauernden Miene des Jünglings und seinem fröhlichen Aufzug beinahe lächeln. Er trug einen Wollumhang mit

einem Randbesatz aus blauem Satin, spitze Schuhe von lachhafter Ungeeignetheit und einen weichen, runden Hut, der mit einer flotten Kokarde geschmückt war. Es war am Abend zuvor nicht die Angst gewesen, die ihm die Augen hatte aus dem Kopf treten lassen. Die Natur hatte ihm einen Ausdruck immerwährenden Staunens verliehen, dazu eine Nase wie ein Stachel und die Lippen eines Mädchens.

«Ich dachte, du wärst fort.»

«Was? Meinen Meister verlassen, wenn er noch nicht zur Ruhe gebettet ist?»

Eine Beerdigung war in diesem felsigen Grund unmöglich. Sie legten ihn in eine Steinfurche, die nach Süden ausgerichtet war, und häuften Steine auf ihn. Der Sizilianer pflanzte ein behelfsmäßiges Kreuz auf den Steinhaufen. Nach dem Gebet ließ er seinen Blick über die Gipfel und Gletscher schweifen.

«Er wollte dort beerdigt werden, wo er stirbt, aber es ist bitter, dass ein Mann, der die Pracht so vieler Kulturen bezeugt hat, in dieser Wildnis ruhen muss.»

Ein hungriger Geier schwebte über die Abhänge. Von fernen Weiden klangen Kuhglocken herauf.

Vallon erhob sich von den Knien. «Er hat sich sein Grab gut ausgesucht. Nun liegt ihm die ganze Welt zu Füßen.» Er stieg auf das Maultier und lenkte es Richtung Tal. «Meinen Dank für das Essen.»

«Wartet!»

Hohe Schneeverwehungen lagen auf Vallons Weg. Es war, als müsste er durch eisigen Haferschleim waten. Aber die Gebirgsausläufer vor ihm schimmerten unter Hitzeschlieren. Zur Mittagszeit würde er über weiche, grüne Hänge reiten. Und abends würde er dampfendes Fleisch essen und tiefroten Wein dazu trinken.

«Herr, ich bitte Euch.»

«Dein Weg führt bergauf. Du gehst besser los, wenn du vorm Dunkelwerden über den Pass sein willst.»

Keuchend lief ihm der Sizilianer nach. «Seid Ihr denn gar nicht neugierig, welches Abenteuer uns auf diesen Weg verschlagen hat?»

«Auf einsamen Pfaden ist es nicht klug, sich Fremden anzuvertrauen.»

«Ich war nur drei Wochen mit meinem Meister zusammen. Aber seine Reise hat schon zwei Monate zuvor begonnen, in Manzikert.»

Das brachte Vallon dazu anzuhalten. Zum ersten Mal hatte er in einem Gasthaus an der Rhone von Manzikert gehört. Seitdem war ihm die Geschichte bei jeder Rast wiederbegegnet, und jedes Mal waren die Erzählungen noch bunter geworden. Die meisten Berichte stimmten darin überein, dass der Kaiser von Byzanz im Spätsommer bei einem Ort namens Manzikert in Ostanatolien von einem muslimischen Heer besiegt worden war. Einige Reisende behaupteten, Kaiser Romanus sei gefangen genommen worden. Andere wiederum, er sei tot oder für abgesetzt erklärt, die Pilgerstraße nach Jerusalem sei geschlossen und die Muslime hätten ihr Heerlager vor den Toren Konstantinopels aufgeschlagen. Am beunruhigendsten war, dass diese Eindringlinge keine Araber waren, sondern ein turkmenisches Nomadenvolk, das von Osten herangeschwärmt war, wie vor einem Menschenalter die Heuschreckenplage. Seldschuken nannten sie sich – halb Mann, halb Pferd, und ihr Getränk war Blut.

«Ist dein Meister in der Armee des Kaisers mitgezogen?»

«Als Berater und Kenner der türkischen Lebensart. Er hat die Schlacht überlebt und bei den Lösegeldverhandlungen für die byzantinischen Adligen und ihre Verbündeten geholfen. Als darüber Einigung erreicht war, kehrte er nach Konstantinopel zurück, bestieg ein Schiff nach Italien und kreuzte zum Kloster Monte Cassino herüber. Einer seiner ältesten Freunde ist dort Mönch – Konstantin von Afrika.» Der Sizilianer starrte ihn mit seinen Glatzaugen erwartungsvoll an.

Vallon schüttelte den Kopf.

«Der brillianteste Medikus der Christenheit. Vor seinem Ein-

tritt ins Kloster hat er in Salerno an der medizinischen Fakultät gelehrt. Wo», erklärte der Sizilianer mit einem stolzen Grinsen, «ich Student bin. Als Cosmas ihm den Grund seiner Reise erklärte, wählte Konstantin mich aus, um ihn als Sekretär und Reisegefährte zu begleiten.»

Vallon musste unbewusst die Augenbrauen hochgezogen haben.

«Herr, ich schwöre, ich bin Arzt. Außerdem beherrsche ich die alten Sprachen und kann Arabisch. Mein Französisch ist hinlänglich, da mögt Ihr mir zustimmen. Ich bin auch in Geometrie und Algebra bewandert und vermag die astronomischen Theorien von Ptolemäus, Hipparchos und Alhazen darzulegen. Kurz gesagt, Konstantin hielt mich für ausreichend befähigt, mich um die körperlichen Bedürfnisse meines Meisters zu kümmern und zugleich seinen scharfen Verstand nicht zu beleidigen.»

«Das muss», sagte Vallon, «ja eine außerordentlich wichtige Mission sein.»

Der Sizilianer beförderte ein in Leinen gewickelttes Päckchen ans Tageslicht.

Vallon löste das mit Perlen besetzte und mit einem Goldrand bestickte Seidenband. In dem Päckchen befanden sich zwei Manuskripte, eines davon in lateinischen Buchstaben, die Schrift des anderen erkannte Vallon nicht. Beide Manuskripte trugen ein Siegel, auf dem wohl ein Bogen und ein Pfeil zu sehen waren.

«Ich habe das Lesen und Schreiben lange vernachlässigt», gab er zu.

«Das persische Schriftstück ist ein Passierschein für eine sichere Reise durch das Land der Seldschuken. Der lateinische Text ist eine Lösegeldforderung an den normannischen Grafen Olbec. Dessen Sohn, Sir Walter, ist bei Manzikert in Gefangenschaft geraten. Wir sind – wir waren – auf dem Weg, die Forderung zu überbringen.»

«Das enttäuscht mich. Ich dachte, du wärst zumindest auf der Suche nach dem Heiligen Gral.»